

Krise der Darstellbarkeit / Darstellbarkeit der Krise

Um in die bestehenden Zustände eingreifen zu können, muss man sie begreifen, das heisst vorerst: passend darstellen. Heute wird die allgemeine Machtlosigkeit nicht von einer Einheitsideologie gewährleistet, sondern von einer Einheitsdramaturgie, die Wut, Schrecken und Kritik einschließt, aber nur an vorgesehenen Stellen. Vor zwei Jahren wurde die unergründliche „Kernschmelze“ des Systems an die Wand gemalt, heute wird eine ebenso wenig erklärte Rückkehr zur Normalität herbei beschworen. Wie geht's raus aus dem Märchenwald? Lässt sich Zorn noch in Worte fassen, die nicht nach hilflosem Kitsch riechen? Welche Erzählform eignet sich für eine Gegendarstellung? Historische Rekonstruktion? Detektivroman? Horrorfilm? Komödie? Tiersendung? Ein Narrationsvergleich. Vortrag am Maxim-Gorki-Theater, 22.1.2011

Zunächst eine Bemerkung: Ich werde über die Krise im Präsens sprechen, obwohl laut offizieller Sprachregelung die Krise hinter uns liegt, zumindest die Bankenkrise, die vor zweieinhalb Jahren die ganze Welt plötzlich und unerklärlich an den Rand des Abgrunds gebracht habe und heute wie durch ein Wunder verschwunden sei. Zwar haben wir jetzt noch eine Schuldenkrise und eine Währungskrise, aber ein Zusammenhang wird nicht anerkannt, es seien Einzelprobleme, die dank der kompetenten Arbeit der verantwortlichen Institutionen im Begriff seien, gelöst zu werden. Nach meiner Behauptung – die ich eigentlich mit nicht wenigen teile – sind das weitere Momente einer tiefen, umfassenden Krise mit unvorhersehbaren Folgen. Wir stecken immer noch mittendrin. Diese Behauptung werde ich jetzt nicht ausführlich begründen. Nur so viel: Vor zwei Jahren wurde die Weltwirtschaft von der Anhäufung sogenannter „systemischer Risiken“ ins Wanken gebracht. Da daraus keine Lehre gezogen und nichts getan wurde, um solche Risiken zu vermeiden, da im Gegenteil die Verursacher mit öffentlichen Geldern prämiert wurden, um munter dem System weiterhin Schaden zuzufügen, gibt es keinen rationalen Grund für die Annahme, die Situation sei jetzt unter Kontrolle. Offensichtlich haben wir es mit einer sogenannten „W-Kurve“ zu tun: Zunächst geht alles abwärts, dann scheint die Lage sich zu erholen, es geht wieder aufwärts, also wird an den schlechten Gewohnheiten nichts geändert, und blindlings stürzt man in die nächste Katastrophe. Es geht hier nicht um Apokalyptik, sondern um Logik. Wenn an den Ursachen nicht gerüttelt wird, sind die Folgen vorgeschrieben.

Dies gesagt möchte ich mich auf einen speziellen Aspekt der gegenwärtigen Krise beschränken, nämlich die Frage ihrer Darstellbarkeit. Wie lässt sich die Situation beschreiben, und zwar auf eine Art, die unsere gesellschaftliche Teilhabe ermöglicht anstatt unsere resignierte Anpassung zu fördern? Und das ist ein nicht unerheblicher Teil des Problems. Wir haben mit Zusammenhängen zu tun, die so komplex und unüberschaubar sind, dass sie sich anscheinend in keine erzählerische Form hineinpressen lassen. Die Krise lässt sich schwer darstellen, weil sie zugleich eine Krise der Darstellung ist.

Zunächst muss man anmerken, dass die dominante Darbietung, das Selbstverständnis der kapitalistischen Ordnung, 2008 komplett versagt hat. Kein Wirtschaftsexperte hat die Krise vorhergesagt – und was ist denn eine Wissenschaft, die keine Prognosen liefert

kann? Das Märchen der Selbstregulierung der Märkte wurde eklatant widerlegt. Von der vermeintlichen Rationalität der Finanzökonomie blieb nur noch ein Haufen enttäuschter Erwartungen und Glaubenssätze. Auf einmal offenbarte sich die Unberechenbarkeit des Systems. Einige Wochen lang mussten alle Regierungspolitiker peinlich zurückrudern und das zähneknirschend verurteilen, was sie bislang anbeteten. Ja, augenblicklich schien die Gelegenheit einer radikalen Revision gekommen zu sein, nicht nur, um die Legitimität der Ordnung, sondern um ihre bloße Funktionalität wiederherzustellen. Und was geschah? Gar nichts. Dieselben Experten machen Prognosen, dieselben Politiker machen Versprechen, dieselben Spekulanten machen Wetten. Nur: Eine positive Begründung ihrer Handlungen gibt es nicht mehr. Wir erleben heute eine Ordnung, die auf eine plausible Darstellung ihrer selbst verzichtet hat. Das ist eine ziemlich außergewöhnliche Situation. Noch staunenswerter ist aber, dass sie weitgehend unbemerkt und folgenlos bleibt.

Warum ist das so? Weil wir in einer medialen Welt leben, die es bis zur Perfektion versteht, die Abwesenheit eines kohärenten Diskurses zu kompensieren. Die meisten Tatsachen und Zusammenhänge, die unser Leben prägen, nehmen wir nicht aus unmittelbarer Erfahrung wahr. Wir empfangen sie über verschiedene Medien und diese Vermittlungen werden sorgfältig inszeniert. Doch wird diese Inszenierung nicht von einer Einheitsideologie bestimmt, sondern von einer Einheitsdramaturgie, die Kritik und Gegenstimmen integriert, aber nur in vorbestimmten Rahmen und an bestimmten Momenten des Szenarios. Können ein Problem oder eine Stimmung nicht mehr verschwiegen werden, dann werden sie ins Apokalyptische hochgepuscht, bis die Übersättigung des Publikums erreicht ist, dann werden sie heruntergefahren, die Rückkehr zur Normalität wird vorgespielt, bis kein Mensch mehr darüber nachdenkt. Er wird dann mit Scheingefechten abgelenkt, einer Sarrazin-Debatte, einer Kommunismus-Debatte, lauter Debatten die in Wahrheit nichts als ein fortdauernder Monolog sind. Diese (zum großen Teil spontane) Dramaturgie ist ein sehr effektives Mittel für die Stabilisierung der bestehenden Verhältnisse. Es gibt also doch eine dominante Form der Darstellung, aber diese besteht aus Zapping, Zerstückelung, Schnellschüssen, Aufmerksamkeitsstörung. Das ist wohl bekannt. Nun, wie kann man sich dieser Dramaturgie entziehen?

Der erste Reflex ist, in die Vergangenheit zu schauen, um historische Parallelen zu finden. Wenn wir das Wort „Weltwirtschaftskrise“ hören, denken wir unwillkürlich an die 20er und 30er Jahre des 20. Jahrhunderts. Also wird versucht, aus der umfangreichen Literatur dieser Zeit eine Orientierung zu finden und Lehren zu ziehen. So werden zum Beispiel auf deutschen Bühnen Brecht oder Steinbeck aus der Mottenkiste geholt. Das ist durchaus legitim. Doch sollte man mit dem Vergleich vorsichtig sein. Bekanntlich wiederholt sich die Geschichte nicht, meistens nicht einmal als Farce. Vor allen Ähnlichkeiten unterscheidet sich die präsente Situation durch wesentliche Züge von der großen Depression. 1930 gab es keine *Weltwirtschaftskrise* im eigentlichen Sinne. Afrika, Asien, Südamerika waren größtenteils nicht betroffen, die Sowjetunion hatte andere Probleme, also reden wir hauptsächlich von den USA und Europa. Heute umfasst der Wirtschaftskreislauf tatsächlich die ganze Welt, und dank der Technik werden Milliarden von Entscheidungen im Nanosekundentakt getroffen. Das heißt, dass Ungleichgewichte und extreme Ereignisse viel schneller, mächtiger und überraschender eintreten können, als damals. Für das Tempo und die Dimension des jetzigen Plots gibt es keinen historischen Vergleich.

Vor allem kann der Bezug auf die Vergangenheit zu einem fatalen Glaubenssatz verleiten, nämlich die Vorstellung, wir hätten es mit „zyklischen Krisen“ zu tun. Wie die Jahreszeiten verlief die Wirtschaft zyklisch, nach dem Motto: Alle paar Jahrzehnte kommt die große Pleite, dann werden die Karten neu gemischt und das Spiel geht weiter. Die Moral der Geschichte: Bloß durchhalten. Doch ist die Theorie der zyklischen Krisen nichts weiteres als eine beruhigende Spekulation. Es geht nicht automatisch wieder nach oben. Zur Erinnerung: Die große Depression ist nicht mit dem *New-Deal* ausgegangen, wie zu oft

behauptet wird, sondern mit dem zweiten Weltkrieg. Es bedurfte eine noch größere Weltkatastrophe mit Leichenbergen und zerstörten Städten, um dem Kapitalismus einen frischen Neustart zu erlauben. Zurück zur Gegenwart: Vor zwei Jahren haben die Staaten die Banken gerettet, seitdem stellt sich die Frage: Wer rettet die Staaten? Nicht, weil jemand einen Herzinfarkt überstanden hat, wird er unbedingt den nächsten überleben. Nicht, weil das System bisheriges Versagen überwunden hat, wird es von dem nächsten genesen. Es gibt keine Zyklen, sondern singuläre Ereignisse mit unbestimmtem Ausgang.

Wenn die historische Rekonstruktion nicht weiter hilft, sind wir doch auf die Interpretation der Aktualität angewiesen. Da stoßen wir aber sofort auf ein Hindernis, nämlich das neuartige, ungeklärte Verhältnis von Fiktion und Realität. Wir wissen allzu gut, dass die soziale Wirklichkeit, die wir direkt wahrnehmen, von der Sphäre der Finanzwirtschaft modelliert ist, die uns unzugänglich ist. Versuchen wir, in diese Sphäre einzudringen, dann schwimmen wir plötzlich in einem Meer von fiktiven Werten, die simultan rund um die Welt verkehren. Ihre Umlaufbahn entsteht aus Wetten, die so massiv und schnell erfolgen, dass nur Supercomputer vermögen, sie zu verfolgen. Um diese Welt zu beschreiben, müsste man auf religiöse Allegorien rekurren und die Form des Mysterienspiels wählen, oder besser noch die des absurden Theaters. Der Literaturwissenschaftler Joseph Vogl fasst die Handlung wie folgt zusammen : „Jemand, der eine Ware nicht hat, sie weder erwartet oder haben will, verkauft diese Ware an jemanden, der diese Ware ebenso wenig erwartet oder haben will und sie auch tatsächlich nicht bekommt.“

An diesem weltweiten Casino nimmt nur ein Bruchteil der Bevölkerung teil und die Versuchung ist groß, es einfach zu ignorieren. Doch schwappt die Fiktion auf die erlebte Wirklichkeit über, dies mit wohl beschreibbaren Konsequenzen. Hier fehlt das Geld für öffentliche Ausgaben, dort steigen die Lebensmittelpreise, überall werden Menschen aufgefordert, für die Erhaltung des Wettspiels Sparmaßnahmen zu erdulden. Wir haben es also mit zwei Sphären zu tun: Einerseits eine Fiktion, die sich nicht darstellen lässt, andererseits eine Wirklichkeit, die sehr wohl beschreibbar ist, doch ohne Rekurs auf die Fiktion, die sie bestimmt, unerklärbar bleibt. Die Frage ist: Wie lassen sich beide Sphären verknüpfen?

Vielleicht wäre das adäquate Modell der Krimi, besser gesagt die besondere Gattung der Detektivgeschichte, der *Roman noir*. Es ist kein Zufall, dass dieses Genre in den USA der großen Depression entstanden ist und dass sein Begründer, Dashiell Hammett, Kommunist war. Der Detektiv ist ein Marxist, der die sozialen Missstände methodisch enthüllt. Allerdings wäre diese narrative Form den beiden Erzählmustern vorzuziehen, die momentan das Feld besetzen. Wir haben einerseits eine Kapitalismuskritik, die sich mit abstrakten Kategorien befasst (Kapital, Arbeit, Wert, Produktion, Finanz und den Widersprüchen zwischen ihnen) als ob sich diese Kategorien nicht in konkreten Tätern und Entscheidungsträgern eingefleischt hätten. So akkurat solche Analysen sein mögen, sie bleiben in der Abstraktion gefangen, die sie kritisieren wollen. An ihnen haftet ein theologischer Erzählungsstil, als ob von Göttern und Teufeln die Rede wäre, die sich im Olymp des Kapitals streiten würden. Andererseits wütet eine vulgärpsychologische Interpretation der Krise, die die Schuld allein auf die „unbegrenzte Gier“ der Spekulanten schiebt. Böse Menschen werden an den Pranger gestellt, damit wird die Systemanalyse völlig ausgeklammert. Da sind wir beim blöden Fernsehkrimi, in dem die harmonische Gesellschaft von Einzelverbrechern gestört wird, die zum Schluss bestraft werden.

Ganz anders der *Roman noir*. Da wird keine klare Trennung zwischen Gut und Böse gezeichnet, sondern die Grauzone zwischen Schuld und Unschuld, individueller und kollektiver Verantwortung erforscht. Zwar spielt die Psychologie des Täters eine Rolle, aber eine untergeordnete. Im Vordergrund stehen politische Intrigen, soziale Verhältnisse und historische Entwicklungen. So rücksichtslos und machtbesessen der Bösewicht auch ist, er

ist bloß ein ersetzbares Werkzeug im Geflecht der allgemeinen Korruption. Zum Schluss mag er sterben oder festgenommen werden, nichtsdestotrotz gibt es kein *Happy end*, weil die Verhältnisse unverändert bleiben. Die Intrige war nur der Anlass, eine gnadenlose Beschreibung der Gesellschaft zu ermöglichen.

Interessant in diesem Zusammenhang ist die zentrale Figur des einsamen Detektivs. Der Ermittler ist nie ein Polizist, er könnte es nicht sein, weil der Polizist Teil des Systems ist. Selbst wenn er nicht korrupt ist, kann der Polizist nur innerhalb von Rahmenbedingungen handeln, die ihm die Einsicht in das Gesamtgeschehen sperren. Zum Beispiel könnte kein Polizist ermitteln, wie ein Spekulant, der an der Wall Street um Getreidepreise wettet, für den Hungertod Zehntausender Menschen in fernen Ländern verantwortlich ist. Er kann das nicht, weil diese Art von Mord nicht verboten ist, es stellt kein Verbrechen dar und steht daher außerhalb der Kompetenzen des Polizisten. Auch kann kein Journalist als aufklärerischer Held auftreten, denn dieser agiert erst recht im Geflecht der Korruption.

Der Detektiv zeichnet sich eben dadurch aus, dass er außerhalb der Mikrogesellschaft steht, die er erforscht. Er ist unbefangen, unbeugsam und unbestechlich. Dabei verlässt er sich nicht ausschließlich auf rationale Überlegungen. Um Informationen zu bekommen, muss er gelegentlich zu illegalen Mitteln und gar zu Gewalt greifen. Dieser einsamen Gestalt ist wohl bewusst, dass sie gegen eine schmutzige Welt nur scheitern kann. Doch ist sie von einer hoch moralischen Motivation getrieben.

Der Punkt ist: Selbstverständlich ist die Figur des Detektivs eine literarische Fiktion. Doch ist sie kein beliebiger Kunstgriff, sondern die Bedingung einer realistischen Beschreibung. Ohne die Fiktion des *Lone-Eye*, des „einsamen Auges“, ist keine gesellschaftliche Realität beschreibbar. Und dasselbe gilt dem radikalen Kritiker oder dem proletarischen Helden. Nur ein imaginärer Engel kann die reale Bestie erkennen. Leider scheut sich die Gegenwart vor solchen Fiktionen. Eine detektivistische Untersuchung der sozialen Verhältnisse bleibt aus, weil an die Möglichkeit eines Detektivs nicht mehr geglaubt wird. Zum Beispiel ist die aufgewärmte „Kommunismus-Debatte“, die wir in den letzten Wochen erleiden mussten, nichts anderes als die Beschuldigung, der Detektiv sei eigentlich ein Verbrecher gewesen, und wenn nicht er, dann seine Söhne. So wird versucht, jegliche sozialkritische Ermittlung zu diskreditieren.

Eine armer Ersatz des *Roman noir* ist die Verschwörungstheorie, wie sie von vielen linken wie rechten Kritikern, gelegentlich auch von Mainstream-Medien propagiert wird. Zum Beispiel wird die Krise so dargestellt: Ein Haufen gieriger Vampire hat sich heimlich verabredet, um die Welt in den Abgrund zu führen und aus der Katastrophe Kapital zu schlagen. Oder so: Eigentlich hat es keine Krise gegeben, es war nur eine Inszenierung, um Maßnahmen zu erzwingen, die die Reichen reicher und die Armen ärmer machen. Die Schwierigkeit mit solchen Erzählungen ist, dass in ihnen ein Korn Wahrheit steckt. Wie Freud schon meinte: Zwar gibt es Paranoide, aber man darf nicht vergessen, dass es auch Leute gibt, die ihnen Böses wollen. Selbstverständlich gehören insider Deals, geheime Verabredungen und verdeckte Operationen zum normalen Business. Zweifelsohne gibt es in den Chefetagen der Banken nicht nur Idioten, die an ihre faulen Produkte selbst glauben, sondern auch Betrüger, die sie wissentlich verkaufen. Es ist offensichtlich, dass sich viele Spekulanten dank der Krise enorm bereichert haben. Doch für Abzocker sind auch Erdbeben und Überflutungen eine willkommene Opportunität, was nicht heisst, dass sie die Naturkatastrophen selbst verursachen. Das Problem mit verschwörungstheoretischen Darstellungen ist, dass sie Kapitalisten, Regierenden oder auch Geheimdiensten eine strategische Intelligenz verleihen, die sie gar nicht haben. Wären sie tatsächlich fähig, ein groß angelegtes Krisenspektakel zu inszenieren, dann wären sie doch bewundernswert. Es wäre eine Ehre, solchen Künstlern zu dienen. Aber nein. Weiter als *Take the money and run* können sie nicht denken. Es gibt kein Geheimwissen der

Kapitalisten, ihr (schlecht) gehütetes Geheimnis ist das Geheimnis ihrer Kurzsichtigkeit, ihrer Unfähigkeit, Zusammenhänge zu beherrschen sowie die wenig beneidenswerte Natur ihrer Eigentümer. Dank Wikileaks wird das alles bald öffentlich zugänglich sein.

Wobei wir bei der Komödie wären. Es wäre den Verantwortlichen, die uns so wenig ernst nehmen, zu viel Ehre erwiesen, sie ernst zu nehmen. Welcher Molière, welcher Tucholsky wird die süffisante Ahnungslosigkeit des Wirtschaftsexperten, die verdeckte Machtlosigkeit des Regierenden, die manische Sucht des Finanzmanns, den falschen Luxus des Parvenüs verspotten? Leider ist in Deutschland die subversive Frechheit abhanden gekommen. Lieber wird über Türken oder Arbeitslose gelacht. Als „politisch inkorrekt“ verkleidet setzt sich die alte Mentalität des Knechtes fort: Nach oben buckeln, nach unten treten. Es ist heute tabu, über die Reichen zu sprechen. Allein das Wort „Reiche“ gilt als „populistisch“. Wer ihre Existenz erwähnt, muß mit der Unterstellung rechnen, eine „Neid-Debatte“ entfachen zu wollen. Es geht nicht um Neid, ganz im Gegenteil. Es geht darum, ihre existenzielle Armut, ihre stupide Obsessionen, ihre manische Abgeschiedenheit zu verlachen. Die Epoche, die einen Berlusconi oder einen Westergaarde hervorgebracht hat, verdient es nicht, anders als komödiantisch dargestellt zu werden.

Eine völlig entgegengesetzte Form wäre die Tiersendung. Da muss man sich den Autoren als Zoologe vorstellen, der die Tierart Mensch beobachtet. Zum Zwecke der Darstellung wird die maximale Distanz zum Gegenstand gesucht. Hier wird nicht zwischen Entscheidungsträgern und Volk unterschieden, sondern höchstens zwischen Alphas und Herden. Aus dieser Entfernung sind Meinungen und Vorhaben nicht erkennbar, nur noch die Resultate. Und diese lassen vermuten, dass es sich um eine gefährdete Spezies handelt.

Anthropologisch gesehen ist die Krise ein Symptom für das Scheitern unserer Selbstdomestizierung. Aus der Aufklärungszeit stammt die Vorstellung, die Generalisierung des Kommerz würde die zerstörerischen Instinkte der Menschen zähmen, nach dem Motto: Es ist mein Vorteil, wenn mein Geschäftspartner am Leben bleibt, also bringe ich ihn nicht um, selbst wenn er Schwarz, Jude oder Sozialist ist. Nicht die Vernunft, sondern das wohl verstandene Interesse sollte unsere räuberischen Triebe unterdrücken. Noch vor kurzem wurde die Ökonomie als die Sphäre der durch und durch rationalen Handlungen beschrieben, sei es, um sie dafür zu loben oder zu tadeln. Nach und nach setzt sich aber die Gegenvorstellung durch: Nicht der Homo oeconomicus sei hier das handelnde Subjekt, sondern das Animal oeconomicus. In der Wirtschaftssphäre bleibt die menschliche Natur unüberwunden und das bedeutet: zerstörerische Instinkte, rücksichtslose Konkurrenz, kurzsichtige Gewinnsucht, blinde Plünderung des Umfelds. Seitdem die politischen Rahmen, die das Animal Oeconomicus noch im Zaun hielten, nach und nach abgebaut wurden, kann sich dieses entfesseln und unreguliert wuchern. Aus evolutionärer Sicht hat eine solche Gattung wenig Überlebenschancen. Kurz vor seinem Tod schrieb Claude Levi Strauss: „Ich nehme an, dass die Menschheit jenen Mehlwürmern ähnelt, die sich im Mehlsack vermehren und noch ehe die Nahrung oder der Raum knapp werden durch die eigenen Giftstoffe ersticken.“

Nun, es ist natürlich die Frage, ob diese Form der Darstellung unsere gesellschaftliche Teilhabe fördern kann. Ich denke ja. Dazu schreibt Levi-Strauss weiter: „Wir müssen pessimistisch sein, um die Gefahren wahrzunehmen, die uns drohen. Wir müssen sehr pessimistisch sein, um den Mut zu haben, die notwendigen Maßnahmen zu ergreifen, die uns vielleicht eines Tages wieder erlauben werden, einigermaßen optimistisch zu sein.“

Allerdings ist in Bezug auf die Darstellbarkeit die Opposition zwischen Optimismus und Pessimismus irrelevant. Um mit Ernst Bloch zu sprechen ginge es eher um die Opposition zwischen Kältestrom und Wärmestrom. Zu Kältestrom gehört die nüchterne, analytische

Darstellung der bestehenden Verhältnisse. Zweifelsohne ist diese notwendig und wird gerade vermisst. Doch sie reicht noch nicht, um ins Geschehen einzugreifen. Sie kann auch zu zynischem oder resigniertem Abwarten führen. Was vor allem fehlt, ist der Wärmestrom der leidenschaftlichen Darstellung. Vielleicht ist die Krise auch eine Lähmung der Affekte. Es ist ein Zeichen der Zeit, dass in Frankreich ein Büchlein zum Bestseller wird, das als einzige Botschaft vermittelt: „Empört euch!“ Offensichtlich werden Dokumente der Empörung nachgefragt. Letzte Woche hat die Jasminrevolution in Tunesien wieder einmal gezeigt, dass der Zorn schöne Früchte tragen kann. Doch da haben wir ein ästhetisches Problem. Wir Menschen des 21. Jahrhunderts haben das Gespür für das Pathos definitiv verloren.

Wenn wir etwa alte Revolutionslieder oder feurige Aufrufe hören, finden wir sie zwar sympathisch, aber irgendwie peinlich. Für zeitgenössische Ohren klingt der heilige Zorn, den Revolutionäre und Freiheitskämpfer säkularisiert hatten, nur noch hochtrabend, pathetisch, schlimmer noch: kitschig. Es hat eine seltsame Mutation der Gefühle statt gefunden. Freilich ist sie nicht neu, sie fing an mit der Moderne. Brechts Kritik des Einfühlungstheaters entsprach bereits dem Zeitgeist. Aber Hollywood war noch schlau genug, um messianische Töne mit selbstironischer Distanz aufrechtzuerhalten. Aus der Verfilmung von „Früchte des Zorns“ kennen wir die berühmte Szene, wo Henri Fonda seine schwärmende Tirade abgibt: „I will be there, ich werde dort sein, dort wo Menschen kämpfen, dort wo der Polizist jemand niederknüppelt, im Geschrei der wild gewordenen“ usw. Wenn er damit fertig ist, sagt ihm die Mutter: „Ich verstehe kein Wort“. Dann kommt die grandiose Antwort: „Ich auch nicht, aber ich denke darüber nach“. Das wäre vielleicht die passende Losung für eine künftige Beschreibung der Krise. Wir verstehen kein Wort, nicht einmal glauben wir wirklich an unsere Aussagen, aber wir denken darüber nach.